Nr. 460. 38. Jahrgang

Abend-Ausgabe.

Freitag, 10. September 1909

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortlichkeit.

Chef-Redakteure: Theodor Wolff in Berlin.
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Tintenströme.

Der Berliner Magistrat hat kürzlich eine sehr lehrreiche Statistik über den Verbrauch von Schreibmaterialien im abgelaufenen Geschäftsjahre veröffentlicht. Die Bürger der Reichshauptstadt, nicht minder aber auch die Leser außerhalb des Weichbildes von Berlin werden sicherlich über den riesigen Umfang der Verwaltungsgeschäfte erstaunt gewesen sein, die einen solchen Aufwand an Schreibmaterialien erforderten. Man bedenke nur einen Augenblick, was das heißen will, daß in den hauptstädtischen Schreibstuben allein etwa an viertausendundzweihundert Liter Tinte verbraucht werden mußten. Wir greifen diesen einen Posten heraus, weil er gewissermaßen das statistische Fundament für alle übrigen abgibt. Nimmt man alle übrigen Gemeinwesen im Staate hinzu, reiht man ferner alle anderen Verwaltungsbehörden an, und versucht man eine ungefähre Schätzung des erforderlichen Tintenverbrauches zu machen, dann wird man unbedingt auf einige hunderttausend Liter Tinte kommen, die während des letzten Geschäftsjahres verschrieben sein müssen. Da jedoch die Verwaltungsgeschäfte unausgesetzt anwachsen, so steigt naturgemäß auch der erforderliche Tintenverbrauch. Es würde wirklich die Mühe lohnen, eine vergleichende Statistik dieses öffentlichen Tintenverbrauches, allein während des letzten Jahrzehnts, aufzumachen. Schwindelerregende Ziffern würden ganz gewiß dabei herauskommen. Unwillkürlich fragt sich jeder denkende Mensch: wo hinaus mit diesem ins Endlose sich steigerndem Schreibwerk in unseren Verwaltungen? Denn es ist durchaus nicht nur die hauptstädtische Geschäftsgebarung, die in solchem bureaukratischen Wust zu ersticken droht. Nein. Das gleiche Schauspiel gewahren wir überall. Wie ein auch nur oberflächlicher Blick in die betreffenden Posten des Staatshaushaltes mit unheimlicher Deutlichkeit lehrt.

Man mißverstehe uns nicht.

Eine geordnete Verwaltung ist ohne ein geordnetes Schreibwerk nicht zu denken. Eines hat das andere zur unausweichlichen Voraussetzung. Allein das Uebermaß, der bureaukratische Schlendrian, das zopfige Beharren an längst veralteten, ja großenteils lächerlich gewordenen Gewohnheiten und Einrichtungen, das ist es, wogegen sich die Stimmen aller Vernünftigen immer und immer wieder erheben — aber leider nutlos erheben. Die bureaukratischen Beharrungsmächte erweisen sich als stärker denn alle Vernunft, ja mehr noch, sie widerstehen sogar den Gewalten des herausfordernden Witzes, des bittersten Spottes in Schrift, Bild und auch dem sonst zumeist so wirksamen, von der Bühne heruntergesprochenen Worte. Und trotz alledem und alledem muß diesem verstumpfenden, vielfach sinnlosen, dafür aber recht kostspieligen bureaukratischen Schreibwerk der Krieg bis aufs Messer erklärt und so lange unerbittlich fortgesetzt werden, bis dieser Feind besiegt und zermalmt am Boden liegt.

Ist es denn mit diesem vielfach unnützen und albernen bureaukratischen Formal- und Schreibwesen allein etwa abgetan? Ganz und gar nicht. Die dicken zusammengehefteten Aktenbündel müssen registriert, aufbewahrt, geordnet, endlich ausgemustert werden. Das erfordert wiederum eine archivarische Behandlung, also erneutes Schreibwerk, weitere Beamtenschaft, und so ins Unendliche fort, aber keineswegs „mit Anmut", wie es in dem Sprichwort heißt. „Los von dem bureaukratischen Schlendrian, von dem Verwaltungswust," das muß die allgemeine Parole sein; denn ohne Unterschied der politischen Parteifärbung ist der Wunsch nach Erlösung von diesem Schreibwust verlautbar geworden, und es ist wirklich hohe Zeit, daß ihm Gehör und Erfüllung gewährt werde.

Die Mitglieder der Verwaltungszunft werden allerdings mit ihrer Gegenantwort nicht zögern, daß Aenderungen kaum möglich sind, ohne die Ordnung ernsthaft zu gefährden. Nun, darauf ist es nicht schwer hinzuweisen, daß die Zünftler noch jedesmal das Ende der Dinge herannahen fühlen, sobald an ihren veralteten und bereits schimmelig gewordenen Gewohnheiten gerüttelt und die Motten aus dem Pelze herausgeklopft wurden. Der Verwaltungsmechanismus muß eben vereinfacht und verbilligt werden, wenn anders nicht über kurz oder lang die Elle länger werden soll als der ganze Kram. Oder soll wie bisher das Beamtenheer ins Endlose anschwellen? Schon jetzt sind diese Zustände in Deutschland geradezu Bedenkenerregende geworden. Es ist erschreckend, wie stark in den letzten Jahren der Prozentsatz der Beamtenschaft im Verhältnis zur Bevölkerung angewachsen ist. Das erzeugt nicht nur eine sehr empfindlich sich geltend machende Steigerung der verschiedenartigen Ausgabeposten im Budget — es sei nur an das ununterbrochene Anwachsen nicht bloß der Beamtengehälter, sondern der Ausgaben für Ruhegelder, für Hinterbliebene und dergleichen mehr erinnert —; vielmehr entsteht hieraus noch ein anderes, vielleicht noch schlimmeres Uebel. Man erblickt in weiten, weiten Kreisen unserer Bevölkerung im Staate so etwas wie eine Versorgungs-, wie eine Pensionsanstalt. Diese Anschauung ist aber eine irrige an und für sich; außerdem ist sie auch noch eine außerordentlich schädliche, denn sie trägt sehr viel dazu bei, die individuelle Tatkraft zu lähmen, das Gefühl für Unabhängigkeit abzustumpfen, die Männlichkeit im Charakter, das Vertrauen in die eigene Selbständigkeit zu vermindern. Kurz und gut, in diesen Tintenströmen, die jahraus, jahrein von der Verwaltung ohne zwingende Not vergossen werden, liegt, abgesehen von dem vielfach unnütz vergeudeten materiellen Wert, auch noch eine Verschwendung an moralischen Kapitalien, die ungleich schwerer wiegt. Es liegen somit die begründeiten Veranlassungen vor, dem ungeheuerlichen ununterbrochenen Anwachsen dieser entsetzlichen Tintenströme einen gehörigen Damm entgegenzusetzen, um sein weiteres Vordringen zu verhüten. Aber es müßten auch die geeigneten Mittel angewendet werden, um die Quellen zu diesen Tintenströmen nach Möglichkeit zu verstopfen. Es ist wahrlich des Schweißes der Edelsten wert, darüber nachzusinnen.

Demonstrationen vor der spanischen Botschaft in Paris.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

L. Paris, 10. September.

Auf dem Boulevard Courcelles fand gestern abend vor der spanischen Botschaft eine Demonstration spanischer und französischer Revolutionäre gegen die von der spanischen Regierung verfügte Verhaftung Ferrers in Barcelona statt. Eine Anzahl Fensterscheiben wurde zerschlagen. Die Polizei nahm 40 Verhaftungen vor. Nachmittags hatten bereits die Anarchisten in eigenartiger Weise demonstriert. Fünfzehn Taxameterautomobile fuhren langsam von Tivoli Vauxhall her der Arbeitsbörse zu. In den Wagen saßen neben Revolutionären bekannte Arbeiterführer, wie Pataud, de Marmande, Ricordier und andere. In den Wagen wurden große Plakate gehalten, auf denen zu lesen war: „Exekutionen in Spanien. Sie wollen Ferrer töten." Die Insassen warfen Druckschriften unter die Menge, die trotz des Regenwetters die Wagen umdrängte. Unter dem Titel „Aufruf an das europäische Gewissen" wurde die spanische Regierung in diesen Broschüren heftig angegriffen. In der Rue Douane hielt ein Polizeikommissar die Wagen auf und riet den Herren, nach Hause zu fahren. Marmande, der ungeberdig protestierte, wurde verhaftet. Die Wagen zerstreuten sich, um sich eine Stunde später in der Nähe der spanischen Botschaft wieder zusammenzufinden.

Die griechischen Wirren.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Athen, 10. September.

Der Kronprinz ist wie in Patras so auch in Korfu mit stürmischer Begeisterung der Bevölkerung empfangen worden. Man versuchte, ihm die Pferde seines Wagens auszuspannen. Er sprach wiederum vom Balkon seiner Wohnung zur Menge und brach dabei, gerührt von der Begeisterung, die seine Worte erweckten, in Tränen aus. Er äußerte, daß er zu Beginn der Parlamentssession, die um zwanzig Tage (auf den 3. Oktober) verschoben worden ist, wieder in Athen sein werde. Man darf die Begeisterung in Patras und Korfu nur unter dem Gesichtspunkt würdigen, daß der Kronprinz in Patras große Besitzungen hat und in Korfu die Geschäftsinteressen der nach dem Achilleion blickenden Korfioten dem Verwandten des Deutschen Kaisers den Boden bereitete. Trotzdem ist man in den Kreisen der hiesigen Militärliga nicht gerade sehr befriedigt von dieser Begrüßung des Kronprinzen.

Es ist nicht ganz leicht, bei der Beurteilung der jüngsten griechischen Ereignisse über zwei Punkte volle Klarheit zu gewinnen: Erstens die Stellung des Königshauses in der Bewegung, zweitens das Verhältnis der militärischen Agitatoren zur Bevölkerung und deren Anteilnahme an den Geschehnissen. Jedenfalls wäre es verfehlt, wollte man nichts weiter als eine antidynastische Bewegung annehmen. Das ist keinesfalls der Kernpunkt der Bestrebungen. Der Grieche ist viel zu geschäftsklug, um nicht zu wissen, daß ein großer Teil der Kreditwürdigkeit seines Vaterlandes und vor allem das Interesse einiger ausschlaggebender Großmächte am status quo und das Wohlergehen Griechenlands mit der jetzigen Dynastie steht und fällt. Fernerhin sind die Bestrebungen des Militärs, die man im Anfang an das türkische Vorbild hier bereits mit „Programm des Comités" bezeichnet, auf die Reorganisation des gesamten Staatswesens, besonders auch die Ausmerzung gewisser parlamentarischer Unzuträglichkeiten gerichtet; es handelt sich also um viel mehr als darum, der Unzufriedenheit mit den Leistungen der Dynastie Ausdruck zu geben.

Daß das Vorgehen des „Comités" großen Eindruck auf die Bevölkerung gemacht hätte, kann man nicht sagen. Schon der militärische Aufzug aus der Stadt ist nicht allzusehr beachtet worden, zumal er gerade mit einem Feiertag zusammenfiel, an dem die Presse spät und nur kurz von den Vorgängen Notiz nehmen konnte. Aber auch sonst nimmt die Bevölkerung aktiv nur wenig Anteil an der ganzen Bewegung, die ihre Vertreter hauptsächlich in den Kreisen der militärischen Intelligenz hat.

So bietet Athen äußerlich ein Bild sommerlichen Friedens, in dem nichts an Ruhestörungen oder Umwälzungen gemahnt. Daß natürlich trotzdem durch taktische Unvorsichtigkeiten der Regierenden die leicht erregbare Bevölkerung in die Bewegung hineingezogen werden kann, darf nicht verschwiegen werden. Die

Exotische Novellen.

Von [Nachdruck verboten.]

Wilhelm Herzog.

Johannes V. Jensen, der Däne, der dem Tosen der Weltstädte — Chicago, New-York, Paris — in wüstem Tempo dahinrasende Hymnen geweiht, der die Tropen in unvergänglichen Bildern belungen hat, schenkt uns ein neues, reiches, buntes Buch. Ein Buch voll kondensierter Kunst, überraschender Einfälle, unwahrscheinlicher Phantastik, ein Buch des Chaos und des Lebens.

Seine Exotischen Novellen*) spielen in Singapur, in Texas, an den Ufern des Yangtsekiang, in Hankow, an der Brooklynbrücke und in den Armenvierteln von New-York.

Dieser Kosmopolit schafft Ungleichwertiges. Er kennt die ganze Welt, und es reizt ihn, gerade jene fremdartigen, abseitigen, exotischen Länder, die sein Fuß betrat, in all ihrer Pracht, in all ihrem Elend, mit ihrer schwülen Vegetation und mit all ihren Seltsamkeiten an Mensch und Tier und Boden — lebendig werden zu lassen.

Er hat uns New-York, Chicago in seinen Romanen geschildert, und ich entsinne mich mit Entzücken jener kleinen köstlichen Novelle, die in Paris spielt: „Louison", ich sehe den Autobus durch die Boulevards rasen; und ich denke an jene Mädchen, die sich in Sevilla als Tabakarbeiterinnen mühen, — aber das Schönste, was ihn „die nordische Krankheit, eine unheilbare Sehnsucht" — wie er sagt — finden ließ, das sind die „Wälder", Beschreibungen aus Hinterindien. Er war, erzählt er, erzürnt über seine Zeit, der er an Bosheit und Gemeinheit nicht gewachsen war, nach Birmbungs geflohen. Was er hier sah, und wie er es festhält, das gehört zu dem Reizvollsten, was seine reife Kunst bisher hervorgebracht hat.

An diese „Wälder" dachte ich, als ich seine „Exotischen Novellen" zur Hand nahm. Und die erste Novelle, die ich las, war wieder in ihrem wuchernden Reichtum so etwas Vollkommenes, etwas Abgeschlossenes, etwas Rundes: „Der Kuli." Am höchsten von seinen letzten Novellen scheint mir diese Geschichte zu stehen. Sie beginnt: „Er hieß so etwas wie ein Räuspern, ein Niesen und ein Spucken, und war Rickschakuli, Droschkenpferd in Singapur."

Auf wenig mehr als zwanzig Seiten enthüllt sich uns das Schicksal eines Chinesen, dessen jammervolles Leben zwischen zwei Deichselstangen verläuft. Mit bizarrer Ironie ist hier das Stück eines Weltbildes gemalt, unsentimental, naturalistisch, roh wie das Leben selbst und mit der grandiosen Ueberlegenheit des dabeistehenden Beschauers. Aber es bezeichnet den hohen Wert der Kunst Jensens, daß in diesem chinesischen Zugtier sich ein menschlicher Typus verkörpert: ein Proletarier der untersten Stufe — in all seiner hilflosen Erbärmlichkeit, mit seinen Sehnsüchten (wie er betrügen möchte), mit seinen Gefahren (wie man ihn bezahlt), mit seiner Schadenfreude: da er wie von ungefähr seine Deichselstange in die Eingeweide eines jugendlichen Konkurrenten stößt . . .

Jensen trifft mit kargen Mitteln Ton, Bewegung und Atmosphäre seiner Menschen. Er veranschaulicht, er verfinnlicht die Vorgänge aufs deutlichste mit der Begabung eines Malers; und er gibt immer — distrct und unaufdringlich — das Deterministische jeglicher Existenz. Und so sachlich, so objektiv, so teilnahmslos er schildert, — er reizt, er stachelt auf. Ohne es zu wollen. Er ist ein revolutionärer Kinematograph. Ein konservativer Anarchist.

Man erlebt bei ihm alle Aufregungen des Kinematographen, pschychologisch vertieft und verfeinert. Die Bilder huschen in einem wahnsinnigen Tempo vorüber, sie scheinen sich zu überstürzen — und dennoch wird alles von einer sehr weisen, sehr ökonomischen Phantasie gelenkt. Ich sehe Arabella, eine junge und schöne Frau, Inhaberin eines gutgehenden Bordells, in Singapur, wie sie durch ihre Güte einen braven, unglücklichen Seemann rettet. Ich sehe A Koy, das Nachtleben von Hankow. An den Ufern des Jantsekiang. Oder: das Liebesabenteuer des kleinen Mister Bantam. Der jüngste Assistent bei der Maschine eines großen europäischen Dampfers besucht die Chinesenstadt, wird eines Mädchens ansichtig, von dem es ihm unmöglich ist, seine Augen loszureißen. Sie thront hoch oben in einem Palankin von uralter, kostbarer chinesischer Arbeit, den zwei nackte Kulis auf Bambusstangen tragen; und er, der kleine Mister Bantam, der das Chinesenvolk verabscheut, folgt diesem weiß und roten Wunder Gottes, mit Perlen im Haar und einem langen Goldsutteral auf dem einen der winzig kleinen, weißen Finger. „Die Gassen waren so schmal, daß er hinterhergehen mußte, und da schwankte der seltsame Schrein durch die eine düstere Spalte der Chinesenstadt nach der andern, hoch oben auf den wiegenden Stangen, während die beiden Sklaven barfüßig in den giftigen Straßenschmutz patschten und sich gegenseitig mit dumpfem Stöhnen von dem Takt unterrichteten, um nicht aus dem Tritt zu kommen." Mister Bantam folgte ihnen, und wir sehen mit ihm die Seltsamkeiten chinesischer Straßen, mit ihren hohen, geschlossenen Häusern, mit nur wenig Menschen, „die hier kamen". Wir sehen aus weiter Ferne, wie die Bogenlampen in The Bund, der europäischen Straße, aufleuchten, wir sehen Teestuben und wieder Bordelle, — und dann prägt sich das Bild einer chinesischen Gasse — an einem Novemberabend — unauslöschlich ein: tief und dunkel, — und blaßblau und klar steht noch der Himmel darüber, von phantastischen Dachlinien und Giebeln eingefaßt —: „drinnen in den Häusern . . . in Löchern in den Mauern, hinter düsteren Jalousien, überall wurde jetzt Licht angezündet, rote, qualmende Pfennigslichter oder dämmerige Papierlaternen. Und die tausend hängenden Schilder, die die Straße zu einer Art verzaubertem Wald machten, glotzten mit ihren lotrechten Reihen von vergolteten oder blutroten oder blauen Chinesenbuchstaben wie Geheimschriften. Schließlich verwandelte sich die gespensterhafte Beleuchtung . . . Und dabei war alles in Bewegung, alle gingen, alle hatten zu tun, die Zeit ging, die Dunkelheit nahm zu, der Himmel veränderte seine Farbe. überall wuchs und starb es in dem seltsamen Sumpf. Ein noch lebendes Aas von einem Hund erhob sich aus dem Rinnstein und fiel wieder um, ohne Beachtung zu finden, knochendürre Bettler saßen in dem beißenden Mist und waren vor Hunger eingeschlummert, und neue Menschen kamen und gingen, und die Scharen schlichen davon, es flutete in den Gassen, wie von einem bläulichen Teig von Chinesen, Chinesen . . . Hoch über dem Strom aber schwankte noch immer der Palankin, der kostbare Schrein mit seinen geschnitzten Ursymbolen und mit seinem lebenden Schatz von Jugend in Gestalt eines Mädchens hinter dem Ebenholzgitter . . ."

Diese Beschreibungen erinnern an die des Engländers Lafcadio Hearn, dessen Bücher über Japan vor einigen Jahren zum ersten Male deutsch erschienen. Ich denke an Kokoro und Izumo, an jene köstlichen Bücher mit tiefer Anschaulichkeit und zarten Empfindens, die Ausschnitte aus dem japanischen Leben gaben. Sie berühren das Herz der Dinge.

In Jensens Novellen spürt man den Hauch der Landschaft, sie sind wie ein Teil der Natur, aus der sie kommen: man sieht die wildeste tropische Vegetation fremder unwahrscheinlicher Länder, und man hört das Pulsieren, den jähen Rhythmus der Großstadt. Die schlaffe Glut Java's, die exotische Pracht der seltsamsten und glühendsten Pflanzen tut sich vor uns auf, da er uns die Geschichte von dem holländischen Arzt und der dreizehnjährigen Suffie erzählt, die schon ein entwickeltes, vollreifes Weib war — deren Haut immer ganz

*) S. Fischer, Verlag, Berlin 1909.